

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee**

**Hoefer, Edmund**

**Stuttgart, [circa 1881]**

Wismar

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)



Werfte bei Wismar.

## Wismar.

Und nun, grüß' dich Gott, mein liebes Mecklenburg, gutes, braves, urgemüthliches, durstiges und fettes Land! Und grüße dich Gott, Wismar, du gute alte Stadt, die du so stattlich und friedlich daliegt zwischen deinen Wiesen und im Kranze der Hügel, von denen man tief auf dich hinabschaut, auf die lustigen Anlagen deiner grünen Wälle, auf die zackigen Giebel und mächtig aufragenden Kirchen und dort hinten auf die blauen Wellen der Ostsee, welche die stolzen Schiffe bis unter deine Mauern tragen!

Wismar gehört auch ein bißchen zu jenen Städten, die so zu sagen ihren Ruhm „dahin haben“ und, schwer unter der Ungunst der Zeiten leidend, seit Jahrhunderten mit diesem gesammten Küstenstrich gleichsam vergessen und verschollen sind. Es soll einmal gegründet worden sein, um dem rasch erblühenden Lübeck, dessen wachsendes Ansehen den Grafen Gunzelin von Schwerin nicht schlafen ließ, ein wenig Konkurrenz zu machen, und hob sich dann auch wirklich mit jener wunderbaren Lebenskraft, welche alle diese, jener Zeit entstammenden jungen Städteanlagen bewährten. Man möchte wirklich glauben, hier an den Küsten sei der rechte Städteboden gewesen, der nur darauf wartete, von den Menschen in Angriff genommen zu werden, um solch' Vertrauen mit dem reichsten Gedeihen und dem prächtigsten Erblühen zu lohnen.

Als das neue Gemeinwesen' kaum fünfzig Jahre zählte, gehörte es bereits zu dem engeren Kreise der Hanse und wußte seinen Platz im Frieden und Kriege auf das Ehrenvollste zu behaupten, gleich den übrigen in so gut wie vollständiger Unabhängigkeit von den Landesfürsten. Später sank es gleich den anderen — es konnte in einer „Pest“ des 14. Jahrhunderts 10,000 Bewohner verlieren, ohne entvölkert zu werden! — und was sich mühsam durch die elenden, schutzlosen Zeiten des 16. Jahrhunderts hingeschleppt hatte, ging im 30jährigen Kriege vollends verloren — 1300 Häuser lagen in Trümmern und 400 andere waren „zugeflossen“. — Im westfälischen Frieden schwachvollen Angedenkens wurde die Stadt an Schweden abgetreten und mit so unermesslichen Kosten zu einer starken Festung ausgebaut, daß Karl XI. ihre Wälle die „silbernen“ hieß, trotzdem aber bei jeder Belagerung — 1675 und 1716 — eingenommen. Im Jahre 1803 endlich wurde sie von Schweden an Mecklenburg verkauft und schlug sich dann, noch immer mit einem Reste ihrer alten Freiheiten, mühselig durch die folgenden schlechten und kraftlosen Zeiten, bis erst die neuesten wieder bessere Tage brachten und ein frisches und fröhliches Gedeihen



Am Wasserthor in Wismar. Von Gustav Schönleber.



beginnen ließen. Ein solches ist Wismar im gewöhnlichen Laufe der Dinge gewissermaßen schon durch die Natur gesichert, denn sein Hafen und seine Rade gehören, nach Ausdehnung, nach Tiefe und Geschütztheit, zu den vorzüglichsten an der ganzen Ostseeküste. Auf der Werfte von Wismar hat unser Künstler die obenstehende Illustration gezeichnet, welche uns ein Schiff zeigt, welches „in Spanten“ steht. (Man sagt: ein Schiff steht „in Spanten“, wenn der Kiel, die Border- und Hintersteven und die Rippen aufgestellt sind; letztere heißen eben auch: „Spanten“.) Auch die originelle „Kaffeeköchin“, welche dieses Kapitel ziert, ist dort gezeichnet.

Es ist gut sein „to de Wismar“ — die Stadt bekommt, wie vordem auch Stralsund und Greifswald, im Munde des Volks noch heut einen Artikel vor ihren Namen. Die Leser erinnern sich wohl an einen der liebenswürdigsten Charaktere Friß Reuters, an „Tanten Lining, — de gode olle Dam', in de Reij' nach Konstantinopel“, welche sich von Jugend auf auf einen kleinen Raum beschränken mußte, — „up de Wismar, min

Dochter“. Es ist eine freundliche Stadt, mit meist breiten und geraden Straßen, mit anmuthigen Umgebungen und einem lebhaften Hafen. In einzelnen Quartieren sind die Häuser meist klein und entstammen so ziemlich alle einer neueren Zeit. Da zeigen sich auch noch zwischen ihnen Gärten und leere Plätze: die schweren Zeitläufte haben gerade hier besonders hart getroffen und die mittelalterliche Stadt in den Staub geworfen. Aber



Kaffeeköchin.

durch glücklichen Zufall noch unverkümmert in ihrem alten Stolze und ihrer alten Schönheit zu uns herüber gerettet haben. So zeigt die Gegend an dem alten Wasserthor noch einen durchaus alterthümlichen und malerischen Charakter. So steht am Markt, links vom modernen und nicht gerade rühmenswerthen, weitläufigen Stadthause, solch ein fast unverletzter Prachtbau, der im Ganzen so gut wie in seiner Gliederung und seinem reichen Schmucke zu den originellsten und herrlichsten zählt, welche in Deutschland noch aufzufinden sind.

Es ist etwas Wunderbares um diese alten Giebelhäuser, wenn sie noch wirklich als die alten vor euch stehen, gewaltige, vom Roste der Zeit gleichmäßig gedunkelte, aber noch unerschütterte Denkmäler einer weitentlegenen, mächtigen und stolzen Vergangenheit! — Ihr sollt solch ein Haus nicht ansehen, wenn der Himmel blau herablächelt und die Sonne es mit ihren goldenen Strahlen übergießt. Das ist nichts für den alten Bau, er wacht dadurch nicht auf zu Lust und neuer Heiterkeit, sondern schaut nur um so kälter und strenger, um so fremder und gleichgültiger aus seiner Verjunkenheit und Stille in solch jugendliches Leuchten und Glänzen hinein. Und ihr müßt es auch nicht ansehen, wenn in der Nacht sich der Vollmondschein um die Zinnen und Thürmchen schmiegt, aus den glasirten Ziegeln zurückstrahlt, an den kleinen Wölbungen der dunklen Luken scheu vorüberhuscht und hie und da einen zierlichen Bogen, ein feines Stabwerk scharf aus den Schatten hervortreten läßt. Es ist etwas Geister-

haftes in dieser bleichen Färbung und zugleich etwas Geipenstiges in diesem Aufglänzen und Hinschwinden, und man fühlt sich angeweht von den Schauern einer langen, von tausend bald wunderlichen, bald traurigen Zügen erfüllten Vorzeit.

Nein, wenn ihr dem alten Bau wirklich sein volles Recht geben wollt, dann müßt ihr euch zu seiner Betrachtung einen stillen, grauen Tag aussuchen, dessen ruhiges, mildes Licht mit der gleichmäßigen, ernsten und tiefen Färbung des Hauses übereinstimmt und das grandiose Ganze und alle Einzelheiten in jeder Linie zu reiner und voller Wirkung auf euch gelangen läßt. Oder ihr mögt einen von jenen Tagen wählen, wie sie, zumal zur Zeit der Aequinoctien, in diesen offenen Gegenden nicht gerade selten heraufsteigen, wenn der Sturm donnernd und brausend und heulend durch die Gassen fährt und um die Thürme und Giebel rast, die schweren Regenschauer vor sich herpeitschend oder die wilden Schneewirbel. Das ist die rechte Zeit. Dann steht das Haus, wie es fest und dem furchtbaren Feinde voll unbeugsamen Troßes die Stirn bietet — „hart gegen hart“, in stolzer Ebenbürtigkeit. Dann erkennt ihr's erst in seiner vollen Kraft und Mächtigkeit. So stand's in den wilden Auf- ruhrtagen des Mittelalters, so überdauerte es den rund umher weiterfressenden Ruin der segens- losen Jahrhunderte, so steht es in den Wirbeln und unter den Flittern der ruhlosen Gegenwart — stets das gleiche. Und man möchte auf den alten Bau jenes gewaltige Wort anwenden: „Si fractus illabatur orbis, im- pavidum ferient ruinae!“



Partie aus Wismar.

fang oder das Ende zu finden versteht, daher denn auch natürlicher Weise ein Werk Sr. höllischen Majestät aller- höchst selber. Was er dafür von dem verzweifelnden Schmied bekommen hat, verräth die Sage nicht: vermuthlich aber, wie meistens in solchen Fällen, mit Hülfe eines schlauen Pfäffleins, nichts als das leere Nachsehen!

In der Georgenkirche sieht es etwas besser aus. Sie ist nicht so gänzlich leer geworden, sondern birgt noch das eine oder andere, was den Blick zu fesseln vermag, wozu wir denn allerdings den großen heiligen Georg zu Pferde und mit dem Lindwurm nicht gerade rechnen können. — Zu wirklicher Erhebung gelangt man aber in der dritten, der Nikolaikirche, welche weit von den beiden anderen entfernt auf der Nordseite der Stadt liegt. Sie stammt aus dem 14. und 15. Jahrhundert und ist ein Gebäude aus einem Guß und von überraschender Schlankheit und Kühnheit. Das ließ sich auch trotz der umfassenden Reparatur erkennen, der das Innere augenblick- lich unterworfen, die aber schon auf das Erfreulichste vorgeschritten war: das Gewölbe des stolzen Mittelschiffs war im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Einsturz des Thurms zerstört worden. Jetzt wölbte es sich jedoch wieder leicht und kühn empor. Einen Einblick in die Barbarei der „Aufklärungsperiode“, welche unter unseren Alterthümern so furchtbar aufräumte, erhält man sozusagen aus der ersten Hand: wo die Lünche weggetragt wird, erscheinen

Sieht man sich weiter in der Stadt um, so fallen Einem vor allem wieder die stattlichen Kirchen in die Augen, welche auch hier für die frühe und kräftige Blüte des jungen Gemein- wesens zeugen. Allein im Allge- meinen steht Wismar hierin zurück. Die Marien- und St. Georgen- kirche, welche nahe bei einander- stehen, sind ganz ansehnliche Ge- bäude in Kreuzform, aber ohne bauliche Einheit, aus verschiede- nen Perioden stammend. Dazu ist St. Marien ziemlich leer ge- worden und bietet dem Beschauer eigentlich nichts Bemerkenswerthes dar, es müßte denn das kunst- reiche Gitter um den Taufstein sein, das „niemand nachzumachen“ und bei dem niemand den An-

ältere Wandmalereien von einem, in ihrem jetzigen Zustande allerdings noch nicht zu bestimmenden Werth. Aber nach einem solchen Werthe fragte ja jener barbarische Geist überhaupt auch niemals. Er machte nur ein für allemal dem ganzen „altfränkischen Plunder“ den Garauß.

Der „Fürstenhof“ zwischen der Marien- und Georgenkirche verdient zum mindesten im sogenannten „neuen Hofe“, der im Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, mehr Beachtung, als man ihm gemeiniglich gönnt. Es ist ein Gebäude von mächtigen Verhältnissen und im Einzelnen von einem Reichthum und einem Geschmack der Ornamentik, die ihresgleichen suchen. — Ganz in der Nähe aber zeigt sich eines der originellsten alten Bauwerke,



Portal am Fürstenhof in Wismar.

die Einem vorkommen können, — ein langes, räucheriges und düsteres Armenhaus (?) oder dergleichen —, über dessen kleinen, unregelmäßigen Fenstern aus Ziegeln gewölbte, halbrunde Blend- oder Wetterkappen vorspringen, genau wie bei unsern Neubauten die halbaufgezogenen, eleganten Jalousien. Ein Anblick, von dem man nicht weiß, ob man über ihn lachen oder sich verwundern soll. Die Fenster sehen aus, als hätte man ihnen alte, formlose Schirmmützen aufgestülpt.

Wismar ist, wie schon bemerkt, im Ganzen eine ungewöhnlich offene und freundliche und, trotz ihrer zahlreichen Denkmäler, eigentlich nichts weniger als alterthümliche Stadt. Solchen Plätzen werden bekanntlich für gewöhnlich die imponirenden und „malerischen“ Partien abgesprochen; in Wirklichkeit aber fehlt es, wenn man nur seine Augen zu brauchen weiß, auch hier keineswegs an einzelnen, nicht wenig ansprechenden, überraschend schönen und eigenartigen Bildern. Wie wir es schon zu Emden und Lübeck, sei es auch im anderen Sinne, andeuteten, muß

man sich auch zu Wismar und in all diesen alten Städten ganz und gar von den Notizen, Weisungen und Urtheilen der Reisehandbücher und den Aufnahmen der Photographen, vor allem aber von den — sagen wir: Traditionen und Urtheilen der Künstler und „Kunstverständigen“ frei machen und selber auf die Suche gehen.

So erschien uns zu Wismar ein Stadt- oder Abendbild, das uns noch lange unvergeßlich bleiben wird und das wir kühnlich zu den anmuthigsten und zugleich imponirendsten rechnen, die dem Beschauer sich irgendwo darbieten können. Nach einem glühend heißen Tage war ein milder und schöner Abend gekommen. Die Sonne war aus der Stadt schon fort, die vorüberziehenden leichten Wolken droben säumten sich bereits mit goldenen Rändern und das Blau zwischen ihnen erschien von wunderbarer Tiefe und Reinheit. Gegen Westen zu aber stand der ganze Himmel in einer einzigen goldenen Glut und mitten darin erhob sich, von einem goldbraunen Dufte umschlossen, der stumpfe Thurm und das schwere Dach der Marienkirche. Es liegt zwischen ihr und dem Markt ein immerhin nicht ganz unbedeutendes Häuserquadrat, und die alten Häuser um den Platz ragen meistens hoch empor: allein der stolze Bau schaute tief auf sie alle herab und über ihre Dächer und Giebel ernst zu uns nieder, die wir schweigend das schöne Bild bewunderten.

Die Schatten breiteten sich hier unten schon leise weit und weiter aus; die Gebäude drüben, die Hauptwache und selbst die Bäume davor lagen in tiefer Dämmerung, während dieselbe sich rechts am Rathhause und links an den stattlichen Häusern dieser Seite in den zartesten Abstufungen aufwärts wieder lichtete und hie und da einen Giebel in gedämpfter, aber auch die feinsten Linien noch verrathender, überraschend klarer Beleuchtung hervortreten ließ. Auf dem Pflaster des Platzes glitten die Schatten mählich heran, sie drängten den Widerschein des flammenden Westens weiter und weiter gegen unsere Seite und die hinter uns aufragenden Häuser zurück; sie schwebten sachte hinauf in die stille Luft und schmiegten sich um das wunderliche Gebäude der Wasserkunst, bis sie's allmählich völlig einhüllten — es war, als wüchse der Abend gleichsam sichtbar und spürbar dem Zuschauer entgegen. Aber nun stiegen die Schatten auch schon an den Häusern hinauf, über die Fenster hin und über die Loken der Giebel, über die Zaden und Zinnen und auf die Dächer. Jetzt schwand der Glanz von der Kirche, der Himmel wurde rasch blässer und blässer, die Wolkenjäume rötheten sich, und die gewaltige Masse der alten Kirche zeichnete sich immer dunkler und mächtiger auf dem klaren Hintergrunde ab. Alles umher schwamm in weichem Abenddunst und der tiefste und süßeste Friede breitete sich über den Himmel und die Erde.

Es war ein ganz köstliches Abendbild. Der Maler malt es euch nicht, und der Kunstverständige demonstriert es euch nicht. Ihr müßt es selber suchen und selber seiner froh werden — bis ins Herz hinein.

### Hier und dort im Lande.

Die Insel Pöl, welche etwa eine Meile nördlich von Wismar liegt, ist das größte derartige Eiland an der mecklenburgischen Küste. Von Naturschönheiten ist hier nichts zu finden, es gibt keine „malerischen“ Ufer und der Wald fehlt fast gänzlich. Die Bewohner verwerthen ihren Boden besser, denn er ist sehr fruchtbar und gestattet beinahe durchgängig den Gemüsebau, wie denn der sogenannte „Weißkohl“, eines der Haupt-Wintergemüse dieser Gegenden, von hier in großen Quantitäten aufs Festland und selbst nach Holstein ausgeführt wird. Dazu gibt auch der Getreidebau reiche Erträge, die Fischerei ist eine sehr bedeutende und die Bewohner finden sich daher meistentheils in den gedeihlichsten Verhältnissen. Die Pöler Bauern werden zu den „fettesten“ des Landes gerechnet.

Man muß Mecklenburg überhaupt zu den von der Natur bevorzugten Landstrichen Deutschlands zählen, und wären die inneren Verhältnisse nicht meistens so verschrobene, ja zum Theil so völlig verrottete und unvernünftige, so könnte es sich hier eine dichte Bevölkerung wohl sein lassen. Der Boden ist mehrentheils ein ganz ergiebiger, ja